

Das Leben der Barbarei

SIMONE HAUKE/DIMITRE DINEV (WIEN)

Folgender Text wurde für eine konkrete Vortragssituation und für konkrete Umstände geschrieben. Dieser Text lehrt nichts über die Barbarei. Er wendet sich – möglicherweise naiv, möglicherweise gleichgültig, möglicherweise für den Leser unbefriedigend – von ihr als Thema oder Leitfaden ab, um die Geschichte eines gemeinsamen Schreibens zu erzählen. Vielleicht ist gerade diese Abwendung die gewalttätigste Geste.

Vor fünf Monaten fiel der erste Schnee. Im Winter sollte eine Kälte herrschen, die für viele Menschen den Tod bedeutete. Heute, nachdem der Schnee in langen Nächten geschmolzen ist, denen unzählige Tassen Tee und Gespräche eine Farbe und einen Duft gaben, schreiben wir folgenden Satz:

Alles begann Mitte Oktober im Korridor des philosophischen Instituts. Vor den Fenstern war keine Sonne. Die Pause ging zu Ende, als er zu ihr sagte: "Schreiben wir etwas gemeinsam." Sie rauchte noch, und ihre Antwort, vermischt mit dem Zigarettenrauch, bildete etwas Festes: "Ja. Es ist Zeit, etwas Barbarisches zu schreiben."

Sie sprachen nicht lange und nur einfache Worte. Er meinte, daß sie etwas könne, was er nicht könne. Sie meinte, sie brauche seine Hilfe. Dann begann erneut die Vorlesung. Eine Stunde und drei Minuten waren nach ihrer Uhr vergangen; nur achtundfünfzig Minuten nach der Uhr der Institutssekretärin, die gerade ihre Blumen goß und seufzte, als sie zum Dozenten sagte: "Ich werde etwas mit ihm gemeinsam schreiben." Der Dozent fragte: "Habt ihr auch schon einen Titel? Vielleicht nur einen Arbeitstitel, einen Anfang?" Sie antwortete schnell und, weil sie ihm das Lebendigste und Wachste, weil sie ihm etwas Erinnerungsbare geben wollte, ohne nachzudenken: "Ja. Das Leben der Barbarei." Weitere Fragen beantwortete sie nicht. Sie hatte Hunger, die Mittagsstunde war vorüber, aber sie wußte, daß es in einem

Restaurant in der Nähe noch gebratene Forellen geben würde. Im Café traf sie später ihn, noch mit dem Geschmack eines Flusses im Mund und einer brennenden Zigarette in der Hand. In dem Café roch es nach zufälligen Tagen, als sie zu ihm sagte, sie entschuldige sich für ihre Voreiligkeit, aber weil es Herbst sei, weil sie müde und hungrig gewesen wäre, sei es ihr unmöglich gewesen, zu warten – das heißt, zu wählen –, als sie den Titel der Arbeit nannte: einen Titel, der auch für sie überraschend sei. Beide schauten auf die Wanduhr, und es sollte das letzte Mal für vier Monate sein, daß sie gleichzeitig auf eine Uhr blickten. Die Uhr zeigte drei Uhr und vierzig Minuten, die Kaffeetassen waren leer, und am Nebentisch erzählte eine Frau, daß sie von einem Mann mit goldenen Händen geträumt habe, der mit einem Seil Menschen aus der Hölle rettete.

Nach einer Woche trafen sie einander zum ersten Mal in ihrer Wohnung. Er machte den Vorschlag, einander jede Woche einmal zu treffen und, weil das Thema des Seminars "Sprache und Pathos" sein würde, einander gegenseitig Fragen zu stellen und sie schriftlich zu beantworten, damit Material zustande käme, mit dem sie später arbeiten könnten. Während des nächsten Treffens war er abwechselnd von Aufregung und Müdigkeit beherrscht: aufgeregt, weil er etwas wußte, und müde, weil das, was er wußte, ihm den Schlaf geraubt hatte. "Ich weiß, wie unser Vortrag im Seminar enden könnte", sagte er. "Du verbindest mir die Augen mit einem Tuch, führst mich zur Tafel, und ich schreibe blind den Satz, der mich gestern Nacht wach gehalten hat. Der Satz lautet: Ich bin das Können meiner Hände."

Ihre erste Frage kam nicht zu spät. An einem feuchten Abend lag sie, auf ein kleines weißes Blatt Papier geschrieben, vor seiner Wohnungstür. "Das kann kein Schnee sein", dachte er, als er nach Hause kommend von weitem das Weiße auf seiner Türmatte sah, "denn sonst hätte ich die Person, die diese Spuren hinterlassen hat, sicherlich im Stiegenhaus getroffen." Das Blatt Papier wurde beim Näherkommen größer, aber zwischen seinen Händen war genügend Platz, der von ungeduldigen Worten erfüllt werden konnte. An die Lebendigkeit des Vergangenen gewöhnt, sah er sie vor seiner Türe stehen, sah ihre schreibenden Hände und las: "Wie kommen die Hände zu ihrem Wissen? Woher kommt ihnen ihr Wissen zu, wie geschieht das?" Er antwortete schnell, weil es ihm vorkam, als ob ihre Ohren noch da seien,

und als er sie traf, um ihr seine Antwort vorzulesen, hatte er das Gefühl, daß sie sie schon kannte. Er las: "Sie wissen zuerst, daß sie fassen könnten, bevor sie wissen, daß sie Hände sind. Das Faßbare, das Zu-Fassende, das Umfassende: die Welt; bietet sich als Kommen, als Flut; das Wasser stürzt entgegen. Ein Halt ist nötig, oder eine Haltung. Ein Gerichtetsein, das immer schon ein Können impliziert.

Die Welt passiert uns. Das Passierte und Passierende ist Wissen. Ich bin verführt, an Atlas und Sisyphos zu denken, an ihre Hände. Wir haben diesselben Hände, wir haben ihre Hände, damit der Himmel nicht über uns einbricht und der Berg kein Ende hat. Wir sehen ihn nicht, den heraklitischen Fluß, wir sehen nicht, was durch die Hände geht. Die Welt wäscht unsere Hände. Die Möglichkeit der Reinheit, der reinen Schau, ist gegeben.

Rein ist die Welt, ein reines Fließen. Man will sich retten, man will retten, wenn Wasser kommt. Ein erstes Wissen ist ein erstes Retten als Möglichkeit der Welt. Wissen impliziert Nähe. Nähe ist die Möglichkeit, zu umarmen. Näher als in der Umarmung kommen wir nicht. Man umarmt, ohne zu verstehen, man weiß nur, daß man es tun kann. Im Außen kann es kalt sein. Ein Können aber ist nie kalt."

Alles, was danach geschah – die vielen Fragen und Antworten, die dazugehörenden Stimmen und das Kratzen der Feder auf dem Papier –, weckte die Aufmerksamkeit eines Geistes. Von diesem Geist ist wenig bekannt, nur, daß er seit neun Jahren in sie verliebt war und daher ihre Wohnung kaum zu verlassen pflegte. Er schlief in ihren Blumen und ernährte sich von Blütenstaub und Worten. Ende Februar kam ein anderer Geist vorbei, der sich damit begnügte, unsterblich zu sein; er fragte ihn: "Was tust du hier?" – "Ich esse. Ich höre zu." – "Und was hörst du?" – "Willst du das wirklich wissen?"

Der Neuankömmling hauchte blitzschnell auf das Fenster, so daß sich die Scheibe beschlug: Das war ein Zeichen dafür, daß er es wissen wollte. "Also gut. Ich werde es dir erzählen:

Er fragte sie: Die erste Träne, der erste Schrei – sind sie die erste Offenbarung des Pathos? Wer hat uns geschlagen?

Sie antwortete: Vielleicht sollten wir uns weniger darum bemühen, einen Verursacher oder eine Ursache für unser Geschlagensein auszumachen, sondern versuchen, der Natur des Schlagens selbst auf die

Spur zu kommen; des Schlages, der zugleich Entfesselung einer Macht, als auch Konzentration, äußerstes Innehalten ist. Es gibt nicht nur den Schlag im Sinne der gewalttätigen Geste, die ein Mensch dem anderen Gesicht zufügt; es gibt auch den Schlag der Erkenntnis, die plötzliche Verletztheit durch das eigene Wahrnehmen und Sehen. Und daher gibt es nicht nur die Haut des Körpers, die durch einen Akt des Anderen getroffen wird, sondern auch das, was wir die Haut der Erkenntnis nennen wollen; jene Haut, die erkennt, weil sie erträgt, und die durch dieses Ertragen die gottlose Mühe der Welt, sich im Sein zu halten, in sich birgt. Die Haut der Erkenntnis macht den Körper zum Leib. In diesem Sinne ist die erste Träne die erste Weisheit des Leibes, das Wasser seines Gehorsams gegenüber dem Begehren und dem Schmerz.

Sie fragte ihn: Ist die Sprache ein/mein/dein Leib? Was hat die Erde mit der Sprache zu tun?

Er antwortete: Das Denken ist auf einen Ort gerichtet, auf ein Ende, auf eine Grenze, auf eine Haut, auf einen Platz auf Erden, auf ein Grab. Die Intention strebt nach ihrem Beendetsein; sie erschöpft, beschließt sich im Selbst. Transzendent ist nicht die Erschöpfung, sondern nur ihr Weg. Außerhalb der Haut der Erkenntnis gibt es nichts, weil dort nichts ist, was geben kann. Nur der Leib kann geben. Geburt des Leibes ist Bedingung der Gabe, Bedingung des Könnens. Das Leben fließt durch den Leib. Ein nicht-leibliches Leben ist ein nicht-fließendes Leben, ist ein Leben ohne Welt. Ja, die Sprache ist ein Leib, weil sie die einfachste Möglichkeit des Gebens ist, weil sie unzählige Möglichkeiten der Metamorphose darbietet, weil sie unser Können ist; weil sie die Gabe ist und uns zwingt, deinen Raum und meine Zeit zu vergessen, und beide durch ihr eigenes Fließen ersetzt. Die Sprache ist die Anwesenheit der Welt in ihrem Fließen; ein Leib, der ständig durch uns geboren wird. Ein Leib, der jegliches Vergessen zerstört außer einem: Daß wir seine äußerste Grenze sind, seine Haut. Zuerst die Hände, dann der Mund. *Er* hat ihn aus Ton geformt und ihm dann die Seele eingehaucht.

Die Hände fassen, der Mund beißt. Das erste Fassen ist der Anfang der Sprache.

Er fragte sie: Verlangt jedes Pathos nach Aus-Sprache? Macht nicht genau dieses Verlangen es erst zu Pathos?

Sie antwortete: Diese Frage läßt mich in einem besonderen Sinne an eines unserer Gespräche denken, daher möchte ich diesmal sehr direkt antworten, das heißt, ich werde dich nennen, ich werde Du sagen und in meiner Antwort mit dir sprechen. Damals nanntest du mir ein bulgarisches Sprichwort. Es lautet: 'Ein gesprochenes Wort ist wie ein geworfener Stein.' Du sagtest: 'Und dieser Stein zerbricht das Fenster der Monade.' Das Entscheidende daran war das Moment der Gewalt, die Betonung der Heftigkeit des Wortes, die die kristalline Abgeschlossenheit der Monade zertrümmert. Ohne dieses Zerschlagen, das heißt ohne das Schleudern des Steines und ohne das zersplitternde Fenster, gäbe es die Monaden nicht füreinander.

Man kann vielleicht auch sagen: Das Wort – in seinem ganzen Sinn – ist der spröde, schrill tönende Riß in einer gläsernen Haut; unendlich hart, unendlich fein gezeichnet, von rasender Schnelligkeit. Es bedeutet, daß die Möglichkeit der Monaden, füreinander zu existieren, ein irreduzibles Moment der Gewalt einschließt, eine jeweils erste Verletzung, die kein Verbrechen ist, sondern eine Ur-Trauer, die das wilde Wort wirft, damit ein Anderer sein kann. Ist nicht genau das Verlangen nach Aussprache das Pathos, fragst du. Deine Frage ist eine Frage nach dem Wesen des Erzählens. Barbarei bedeutet, die Erzählung zu verweigern.

Sie fragte ihn: Was ist der Zusammenhang von Geben und Erkenntnis?

Er antwortete: Das Öffnen eines Mundes, das Öffnen beider Hände ist Offenbarung, ist die Geburt der Worte und gleichzeitig die ihrer Schatten, das heißt das Vergessen des Ganzen, das Vergessen der Grenzen. Sofort fallen mir zwei Worte ein, wenn ich an den Zusammenhang von Geben und Erkenntnis denke: Leib und Liebe. Kein Zufall, daß sie fallen, denn ich habe einen Rücken und hinter mir die Erde. Die Erkenntnis kann nur gegeben werden, oder sich geben: sich dem Leib geben. Sie ist eine Gegebenheit; sie ist die Gegebenheit des Leibes, ein passives Wissen. Wissen kann sich nur im Leib verbergen. Die Liebe ist eine Berührung ohne Angst: Die eigene und die fremde Haut berühren zu können und zu wollen, das ermöglicht die Gabe. Die Gabe des Lebens erschöpft sich in seiner Gewalt, in der Gewalt der

Geburt, in der Gewalt des Todes. Erst durch die Leiblichkeit gibt es ein Fließen, weil das Leben sich nicht zwischen Dingen bewegen kann, sondern sie durchdringen muß. Das Fließen ist die Quelle der Erkenntnis. Ein Leib, der sich offenbart, der sich gibt, fließt. Er muß sich weder einholen noch anschauen, weil er schon Erkenntnis ist.

Je weiter die Öffnung, desto breiter der Fluß. Je größer die Gabe, desto größer die Erkenntnis. Das Nicht-geben-Wollen verdinglicht den Leib; es versteinert ihn und unterbricht den Fluß: die Erkenntnis fließt vorbei. Ein Weitergehen, ein Weiterkommen ist ein Weitergeben-Können."

Sie saßen im Zimmer. Ihre Gesichter waren starr vor Müdigkeit nach einem langen Gespräch. Der Geist sah, wie er ihr einen Abschiedskuß gab und wegging. Sie blieb alleine im Zimmer zurück. Plötzlich verspürte der Geist unendlichen Hunger. Ihm fiel auf, daß er so lange von ihren Gesprächen erzählt hatte, daß ihm entgangen war, was sie an diesem Abend zueinander gesagt hatten. Er wurde ungeduldig, er wollte wissen, er wollte leben.

Er sah sie durch das Fenster blicken und vergaß. Er kam näher, immer näher, bis es ihm gelang, in sie einzudringen, so daß nichts mehr von ihm außerhalb von ihr war.

Er wollte über die Schwelle ihres Schweigens gleiten; ihn hungerte nach ihren Worten. Dann hörte er sie; und zum ersten Mal schien es ihm, als ob sie zu ihm spräche. Er machte sich zu Widerhall; er war so glücklich, daß er tönte, als sie ihre Worte sprach:

"Sie lassen ihn nicht in Ruhe, diese Gedanken, und du, Mond, auch nicht. Kalt bist du, kalt und hell und ohne Schuld und, weil du ohne Schuld bist, das Licht der Einsamen. Nur die Einsamen sind schuldlos, und daher scheitert die Reduktion, wenn sie auf die Einsamkeit gerichtet ist und eine Einsamkeit vollbringt; die Einsamkeit des Absoluten mit sich selbst; die Einsamkeit ihres Vollzuges mit sich selbst. Sie scheitert, wenn sie ihre Stimme verliert; wenn sie ihren eigenen Leib verschweigt und die Möglichkeit, zu gebären: Denn Geburt und Leib sind gewaltsam, sie sind *aneinander* schuld, und niemals wird die Philosophie die Möglichkeit vernichten können, daß Achtsamkeit und Behutsamkeit schreien. Ich bin müde; ich weiß nicht, ob ich schreiben oder schlafen soll; denn das Blatt und das Bett sind weiß."

Der Geist hörte und hörte sie. Er vergaß alles, was außerhalb ihrer Haut lebte. Unmerklich und langsam verwandelte er sich in einen Wunsch. Er wollte ihr Geheimnis werden, ihr unausgesprochenes Wort.

Und er wurde es; für einen kurzen, ergebenen Moment; denn gleich darauf war er eine Träne, die ihre Wange herabrollte. Ihre Hand berührte ihn, und er starb.

Sie hatte unbegreiflichen Kummer. Das Zimmer war zu groß und der Mond zu klein. Ihr Finger war naß, und sie hatte das Gefühl, daß sie ein Meer oder einen Fluß berührt hatte. Sie hatte ein unerträgliches Bedürfnis, zu sprechen. Sie ging durch die Zimmer der Wohnung, obwohl sie wußte, daß sie niemanden vorfinden würde. Dann blieb sie erneut vor dem Schreibtisch stehen.

"Die Stille begräbt das Leid", dachte sie.

Einige Bezirke von ihr entfernt, betrat er seine Wohnung. Sie hatten an diesem Abend so viel gesprochen, daß er weder die Dunkelheit im Zimmer noch das Nahen der Schlaflosigkeit bemerkte. Es war ihm auch nicht wichtig, ob er seine Augen offen oder geschlossen hatte, solange er die Worte noch hörte. Erst, als es draußen hell zu werden begann, wurde ihm klar, worüber er so lange nachgedacht hatte. "Die Liebe", sagte er sich, "ist die einfachste Erkenntnis, weil der Leib wacht und spricht." Er wollte es noch aufschreiben, aber er schlief ein, und als er erwachte, hatte er den Satz vergessen.

Die ersten Schneeglöcken waren da. Man war daran gewöhnt, sie zu kaufen. Die Sonne ließ sich nicht mehr verschweigen.

Erstaunt darüber, daß die Arbeit noch nicht fertig war, begannen sie, einander öfter zu treffen. Sie sprachen wenig.

Der zwanzigste März war ein kalter Donnerstag. Sie trafen einander um acht Uhr und tranken Kaffee. Sie schauten auf die Uhr.

Am Nebentisch saß eine Frau, die schwieg und einen Brief las. Sie stand plötzlich auf und verließ das Kaffeehaus.

Sie bemerkte nicht gleich, daß der Brief zurückgeblieben war, weil sie damit beschäftigt waren, die Seiten ihrer Arbeit zu zählen. Als sie ein bißchen später den Brief auf dem Nebentischchen entdeckten, erinnerten sie sich an die Schritte der Frau und daran, wie leicht sie

gewesen waren. Sie begriffen, daß es ihnen unmöglich sein würde, ihre Arbeit auf dem Tisch zu vergessen. Er war es, der den Brief nahm und ihn ihr, nachdem er ihn gelesen hatte, mit den Worten: "Es ist kein Brief", in die Hände gab. Das Papier war gelblich und an den Rändern abgestoßen. Sie las:

"Haben Sie diese Stadt wirklich gesehen?", fragte Theodossi, und seine Augen öffneten sich wie die Schnäbel hungriger Vögel. 'Na, dann erzählen Sie mir, quälen Sie mich nicht!'

Der alte Mann schwieg eine Weile, aber dann begann er mit einer solchen Stimme zu sprechen, daß Theodossi dachte: 'Das kann keine Stimme sein. So kann nur die Ewigkeit klingen.'

'Ja. Das war eine ergreifende, unglaubliche Stadt. Zu Recht haben die Menschen sie 'die Göttliche' genannt. Sie stand in der Luft. Ja, in der Luft!

Ihr Grund war weicher Meereswind. Ihre Straßen waren geradlinig und ohne Ende. Das war seltsam, weil die Stadt sehr klein war. Diese Straßen glänzten wie Gold, und die Häuser leuchteten so stark, daß ich an meine Unvollkommenheit erinnert wurde. Die Häuser waren rein wie Kristalle und tönnten, als ob sie Glocken wären. Es gab einen silbernen Platz, und auf diesem Platz stand eine weiße Kirche. Dort waren viele Leute, alle freundlich und strahlend. Sie winkten mir, daß bei ihnen auch mein Platz sei, und ich ging dorthin, aber dann bemerkte ich, daß das kein Platz war, sondern ein See, und daß alle auf dem Wasser gingen und die Kirche schwamm. Plötzlich konnte ich genauso auf dem Wasser gehen!

Neben der Kirche sah ich die schönste Frau. Die Kirche badete sie in ihrem Weiß.

Sie schaute mich an und sprach:

'Weißt du, warum diese Häuser so rein sind? Weil sie aus Tränen gemacht sind. Und warum diese Straßen so endlos sind? Weil sie aus Liebesseufzern bestehen. Es ist kein Gold, das du siehst, sondern das Lächeln von Frauen; es ist nicht Silber, sondern die Zartheit eines Wortes. Diese Stadt ist schön, weil sie aus unser aller teuersten Erinnerungen gebaut ist.

Ich aber, ich – bin noch unvollkommen. Denn noch nie hat jemand mein Gesicht berührt.

'Küsse sie nicht!', hörte ich eine Stimme; aber ich hatte den Kopf schon verloren, und in mir war nur der Wunsch, sie zu küssen.

Ich küßte sie und erblindete.'

Erst jetzt bemerkte Theodossi, daß der alte Mann keine Augen hatte.

'Ich hörte ihre Stimme, die sagte: Schaffe diese Stadt noch einmal. Nur du kannst es, denn sie ist das Werk eines blinden Schöpfers.'

'Und was hast du dann getan?', fragte Theodossi.

'Ich habe ein Lied geschaffen', sagte der alte Mann. 'Aber du bist jung, du verstehst das nicht.'

Theodossi blickte um sich, aber er fand dort nichts; niemanden außer Sonne und Wärme."

Es war Mittag, als sie sich setzten, die Gesichter den anderen zugewandt.

Sie begann zu lesen:

"Das Leben der Barbarei".